

Insel Verlag

Leseprobe



Jacobs, Wilhelm G.
Johann Gottlieb Fichte

Eine Biographie

© Insel Verlag
978-3-458-17541-4



WILHELM G. JACOBS
JOHANN GOTTLIEB
FICHTE

Eine Biographie

Mit zahlreichen Abbildungen

INSEL VERLAG

© Insel Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2012

ISBN 978-3-458-17541-4

Gewidmet den Studierenden,
mit denen ich Fichte diskutieren konnte.



1 Fichte als Redner an die deutsche Nation. Wandbild von Arthur Kampf in der Universität Berlin, gemalt 1913/14, zerstört im Zweiten Weltkrieg

EINLEITUNG

Hoch aufgerichtet steht Fichte da, wie auf einem Sockel, und hat beschwörend die Rechte erhoben. Er ist in einen braunen Mantel gekleidet und überragt alle, die ihm zuhören. Diese, Menschen aller Schichten und Berufe, Jugendliche und Alte, Männer und Frauen, umringen ihn mit den Gesten gebannter Aufmerksamkeit und Nachdenklichkeit, viele auf der grünen Aue gelagert. Links steht Wilhelm von Humboldt, rechts Friedrich Schleiermacher. Belaubte Bäume umgrenzen die Szene draußen vor dem Brandenburger Tor, dessen Krone am Horizont in der Mitte des Bildes sichtbar ist.

Fichte als »Redner an die deutsche Nation«: So bannte ihn der Historienmaler Arthur Kampf in den Jahren zwischen den beiden Fichte-Jubiläen 1912 und 1914 auf die Wand des Auditorium Maximum der Berliner Universität. Historisch wahr ist wenig an diesem Bild. Fichte trug seine berühmten Reden nicht im Freien, sondern im Saal vor, nicht im Sommer, sondern im Winter, Humboldt und Schleiermacher waren nicht zugegen, Fichte war nicht von großer Gestalt und soll ruhig am Pult gestanden haben.

In dieser Ruhe zeigt ihn jedenfalls das Bild, welches Ernst Gebauer im Jahr 1812 von Fichte als Professor gemalt hat. Er steht ruhig am Pult und schaut offen in den Hörsaal, der auf dem Bild nicht mehr zu sehen ist. Gebauer zeigt Fichte in der klassischen Haltung des Lehrers. Der Zeigefinger der Rechten weist auf den Daumen der Linken, deren Zeigefinger schon gehoben ist. Fichte zählt also gerade auf und ist dabei, vom ersten Punkt seiner Darstellung zum zweiten überzugehen. Die Lippen sind geschlossen, Fichte schweigt und läßt Zeit zum Nachdenken; der freundliche, ruhige und gesammelte Ausdruck



2 Fichte als Professor an der Universität Berlin 1812.
Nach einem Ölgemälde von Ernst Gebauer

des Gesichtes zeigt den besonnenen Lehrer, der zum Mitdenken aufmuntert und überzeugen will. So porträtierte ein Zeitgenosse Fichte als Lehrer.

Arthur Kampfs Bild wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört, und mit ihm das Bild, welches man sich von Fichte gemacht hatte, um ein solches Bild überhaupt malen zu können. Zunächst Kronzeuge für Preußens Glanz und Gloria, erschienen Fichtes Reden nun mit Führerpathos aufgeladen.

In manchen Köpfen spukt dieses Zerrbild von Fichte immer noch herum. Doch haben die seit Fichtes 200. Geburtstag erscheinende *J. G. Fichte-Gesamtausgabe* und wissenschaftliche Auseinandersetzungen eine ganz andere Persönlichkeit freigelegt, eine, die eher dem Bild Gebauers entspricht. Fichte war kein Heros, kein Feldherr des Geistes, er war ein Mensch mit Ängsten und Hoffnungen, mit Verletzungen und Freuden, überhaupt kein Denkmal, sondern ein Mensch, dessen Leidenschaft das Denken war, seit ihn dieses durch die Begegnung mit Kants praktischer Philosophie zu sich selbst hatte finden lassen.

Just zu den beiden großen Fichte-Jubiläen zu Beginn des 21. Jahrhunderts, dem 250. Geburtstag 2012 und dem 200. Todestag 2014, ist es nun endlich möglich, in einer seit langem überfälligen großen, umfassenden Biographie das Bild eines der bedeutendsten deutschen Philosophen von Übermalungen und Entstellungen zu befreien.

Eichenau, im August 2011

Wilhelm G. Jacobs

1. ABHÄNGIGKEITEN

Wir Menschen kommen hilflos und unselbständig zur Welt, und es dauert Jahre, bis wir unser Leben selbständig führen können. Kindheit und Jugend sind somit Zeiten der Abhängigkeit von den Menschen und Umständen, unter denen wir geboren werden und heranwachsen. Bevor wir erwachsen werden, haben wir viele, unser ganzes Leben prägende Erfahrungen gemacht.

So auch Johann Gottlieb Fichte. Am 19. Mai 1762 wurde er in Rammenau in der Oberlausitz geboren und sogleich getauft. Die Familie war evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Die trockenen Daten kann man den Kirchenbüchern entnehmen, welche seinerzeit Taufe, Geburt, Hochzeit und Tod registrierten. Fichtes Sohn Immanuel Hermann hat eine Biographie seines Vaters geschrieben; sie berichtet einiges aus Fichtes Kindheit und Jugend, nicht immer, wie sich zeigen wird, zuverlässig. Dennoch ist sie eine wertvolle Quelle für Fichtes Leben, besonders für seine nicht eben gut dokumentierte Frühzeit.

Fichtes Sohn teilt in der Biographie seines Vaters mit, daß ein Großonkel der Mutter, »der wegen seiner Frömmigkeit und fast prophetischen Weisheit überall verehrt wurde«, zur Taufe gekommen sei, das Kind gesegnet und verheißen habe, »dies werde einst ein Mann werden zum Troste und zur besondern Freude seiner Eltern.« Der Großonkel sei kurz darauf gestorben; dies habe die Glaubwürdigkeit seiner Worte noch erhöht.¹ Der Großonkel erinnert deutlich an den greisen Simeon im zweiten Kapitel des Lukasevangeliums; die Geburt des Kindes erscheint durch diese Parallele überhöht. In der

zweiten Auflage der Biographie findet sich diese Passage nicht mehr, warum auch immer.

Seit mehreren Generationen schon war die Familie des Vaters Christian Fichte (1737-1812) in Rammenau ansässig. Dieser hatte das Handwerk des Bandwirkers erlernt und in der nahe gelegenen Stadt Pulsnitz ausgeübt. Dort heiratete er am 1. November 1761 die Tochter eines Bandwirkers, Johanna Dorothea Schurich (1739-1813).² Sie scheint Vermögen mit in die Ehe gebracht zu haben. Im Jahr 1812 schreibt Fichte an seinen Vater, daß »alles von der Mutter herkommt.«³ Der Brautvater Johann Schurich war schon 1741 verstorben, kann also nicht, wie Immanuel Hermann schreibt, ein »bürgerstolzer«⁴ Brautvater gewesen sein, der die Ansiedlung des jungen Paares in Pulsnitz verhindert hätte. Der Wechsel nach Rammenau sollte wohl verschleiern, daß Fichte vor der Heirat seiner Eltern gezeugt war. Wenn man an die Gretchen-Tragödie aus Goethes Faust denkt, versteht man das Verhalten des jungen Paares. Vielleicht erklärt sich so auch die Geschichte von dem Großonkel, welche der Geburt höhere Weihen verleiht und das ausgleicht, was in der damaligen Zeit als Makel galt.

Fichtes Geburtsjahr ist das sechste Jahr des Siebenjährigen Krieges. Sachsen und Schlesien sind Zentren der Kämpfe. Wenn auch die Zivilbevölkerung von Kampfhandlungen weitgehend verschont bleibt, so ist die wirtschaftliche Lage doch unerfreulich. Der Krieg ist zu Ende, noch bevor Fichte ein Jahr alt ist; Schlachten, deren Kanonendonner das Kind hätte erschrecken können, finden in der Nähe Rammenaus nicht statt. Doch überschatten Kriegsfolgen die Kindheit; denn die Fichtes sind kleine Leute, und solche haben in Kriegszeiten mehr zu leiden als begüterte. Not scheint die Familie Fichte nicht zu leiden, aber karg dürfte es hergehen. Auf das älteste Kind folgen noch neun weitere, zwei Töchter und sieben Söhne. Ein Sohn stirbt bald nach der Geburt, ein zweiter wird tot geboren, und eine Schwester überlebt das sechste Lebensjahr nicht. Die restlichen Kinder erreichen das Erwachsenenalter.



3 Rammenau, Haus der Eltern, in dem Fichte seine Kindheit verlebte

Reich vermag die Familie dabei nicht zu werden. Immerhin kann vier Jahre nach Fichtes Geburt ein Haus errichtet werden. Das dürfte schon viel sein.

Familie Fichte wohnt auf dem Dorf. Eine kleine Kirche, ein paar Häuser rundum und ein Schloß, das heutzutage an der Autobahn als Barockschloß Rammenau angezeigt wird – das ist die Umgebung des kleinen Fichte. Die Landschaft ist sanft hügelig, im Süden ist an klaren Tagen Bergland zu sehen. Der kleine Fichte, ein stilles Kind, soll in dieser Umgebung oft sinnend gestanden, auch die Gänse gehütet haben. Ob die Landschaft oder das Schloß Eindruck auf ihn machen, weiß man nicht; er jedenfalls spricht in allen seinen Briefen nicht davon, wie er überhaupt selten etwas von den Jahren der Kindheit und Jugend mitteilt; einem zeitweise geführten Tagebuch vertraut er einiges wenige an.

Über der Kindheit liegt ein Schatten, der dunkle Charakter der Mutter. Als Fichte 1791, also als Neunundzwanzigjähriger, seine Familie in Rammenau besucht, notiert er »Meine Mut-

ter, – die arme, arme Frau – wußte nicht, wie sie es machen sollte, um Ruhe zu halten.« Es scheint keine freudig bewegte Unruhe zu sein, von der Fichte schreibt; denn er fährt fort: »Wie ich von ihr denke, was ich mir von ihr verspreche, weiß sie ganz unbezweifelt gewiß.« Was sich Fichte verspricht, kann nichts Materielles sein, dann doch wohl ein offenes Wort, das etwas, wenn nicht aus der Welt schafft, so doch erträglich macht. Aber Fichtes Erwartung wird enttäuscht. Er notiert nämlich weiter: »Sie wollte gern gut tun, und sie kann leider nicht, weil ihr Herz nicht gut ist.« Wenig später notiert er: »Man flickte mir, meine Mutter wusch mir mit Güte. – Doch warum wird diese Frau nie heiter? Warum nimmt sie nie herzlichen Anteil an unsern Gesprächen?«⁵ Und in einer brieflichen Äußerung aus dem Jahr 1790 heißt es von der Mutter, daß »bei der auffallendsten Geistes- und körperlichen Ähnlichkeit, sich nie besondere Zärtlichkeit gegen mich gezeigt hat«⁶. Diese wenigen Sätze kann man nur als Hinweise nehmen. So viel dürfte ihnen zu entnehmen sein: Fichte fühlt sich seiner Mutter sehr ähnlich, wohl auch in der düsteren Stimmung (er geht, davon ist später zu reden, zeitweise mit dem Gedanken um, sich das Leben zu nehmen). Heiter ist die Mutter nie, in der Tat eine »arme, arme Frau«. Er bemerkt, daß sie ihm »mit Güte« wäscht, also auch eine Seite hat, die er anerkennt, vermißt aber Herzlichkeit. Fichte, der sich ein Jahr zuvor Kants *Kritik der praktischen Vernunft* voll und ganz zu eigen gemacht hat, spricht vom Herz und nicht vom Willen, schreibt das Verhalten der Mutter somit eher der ihr von Natur aus eigenen Gemütsart als ihrem selbstbestimmten Willen zu. Wenn Fichte ein Wort von seiner Mutter erwartet, so kann sie es nicht finden oder aussprechen – und er kann es auch nicht; Fichte hat wohl richtig gesehen, er ist ihr auffallend ähnlich.

Ein Gegengewicht zur Mutter bildet der Vater; von ihm heißt es im Anschluß an die Notizen über die Mutter: »Der gute, herzliche, brave Vater! Wie wohl tut mir stets sein Anblick und sein Ton, und sein Raisonement! Mache mich Gott zu so

einem guten, ehrlichen, rechtschaffenen Manne, u. nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen.« Der Vater ist, was die Mutter nicht sein kann, er ist herzlich. Später, beim Tod des Vaters, wird einer der Brüder vom denkenden, forschenden Geist des Vaters schreiben. Es dürfte also auch etwas vom Vater in Fichte weiterleben. Über der Kindheit liegt ein Schatten, aber es scheint auch die Sonne; das dürfte kein außergewöhnliches Schicksal sein.

Fichtes Vater scheint bemerkt zu haben, daß sein Erster ein begabtes Bürschlein war; jedenfalls lehrte er ihn früh schon das Lesen. Immanuel Hermann berichtet, daß der Vater seinem Johann Gottlieb ein Buch geschenkt hat, das diesen so sehr fasziniert, daß er zu nichts anderem mehr Lust hat. Um sich von diesem Zwang zu lösen, wirft das Kind das Buch in einen Bach und wird, da es sich nicht zu erklären vermag, hart bestraft. Schon früh also zeigt sich Fichtes Wille zur Unabhängigkeit ebenso wie sein Unvermögen, sich in einer kritischen Situation angemessen auszudrücken.

Auf dem Dorf ist es kein Wunder, daß auch der Pfarrer bald die Begabung des Kleinen wahrnimmt. Gelegentlich fällt ihm auf, daß Fichte von der Predigt des vergangenen Sonntags »den Gedankengang derselben nach den Hauptwendungen und mit den angeführten Bibelstellen ziemlich treu wiederzugeben«⁷ vermag. Davon erzählt der Pfarrer auch im Schloß.

Nun folgt eine fast märchenhafte Episode. Der erwähnte Pfarrer ist durch seine Predigten über Rammenau hinaus bekannt. Ein Bekannter des ortsansässigen Grafen, ein Freiherr von Miltitz, will bei einem Besuch eine Predigt des Pfarrers hören, kommt aber zu spät in Rammenau an; die Predigt ist vorüber. Der Graf weiß Rat für seinen enttäuschten Gast und läßt den kleinen Fichte holen, der nicht nur den Inhalt der Predigt wiedergibt, sondern sie mit Sinn, Verstand und Anteilnahme rezitiert. Freiherr von Miltitz erkundigt sich beim Pfarrer nach dem Kind und beschließt daraufhin, ihm eine seinen Fähigkeiten angemessene Bildung zu sichern. Er nimmt Fichte, der

»bereits acht oder neuen Jahre alt geworden sein« mag, so gleich mit sich auf sein Schloß Siebeneichen bei Meißen. Da Fichte dort aber seines Lebens nicht recht froh wird, gibt Militz ihn zu einem kinderlosen Pfarrer namens Krebel nach Niederau bei Meißen. Dort fühlt sich das Kind ausgesprochen wohl, kann die Bibliothek benutzen und wird von Krebel in die alten Sprachen eingeführt. Später behauptet Fichte von sich, er habe »mit 10 Jahren schon ziemlich aus dem Deutschen in's Lateinische übersetzt und auch sonst noch allerlei gewußt und gekonnt«.⁸ Zur noch besseren Unterrichtung kommt Fichte in die Stadtschule von Meißen und von dort im Oktober 1774 auf die Fürstenschule Pforta bei Naumburg, meist Schulpforta genannt. Der Eintritt in diese Schule ist nicht an einen festen Termin gebunden; die Knaben bleiben auf den Tag genau sechs Jahre und schließen die Bildung mit einer vorgeschriebenen Abschiedsrede, genannt *Oratio valedictoria*, ab.⁹ Fichte bleibt also dort sechs Jahre bis zum Oktober 1780.

Wir sind im Zeitalter der Aufklärung und damit pädagogischer Bemühungen und Veränderungen. So auch in Sachsen, wo 1773, also ein Jahr vor Fichtes Eintritt in Schulpforta, eine neue Schulordnung erlassen worden war. Sie hat Bestand durch Fichtes Schulzeit hindurch und wird kurz danach revidiert. Mit der Ausarbeitung der für Fichtes Schulzeit geltenden Ordnung war Johann August Ernesti, ein Leipziger Professor, beauftragt worden. Ernesti war Philologe und Theologe und schrieb mit seiner *Institutio interpretis Novi Testamenti* das wahrscheinlich wichtigste »Werk biblischer Hermeneutik der Aufklärung«¹⁰. In der Schulordnung nimmt der Religionsunterricht »seine traditionelle Vorrangstellung«¹¹ ein. Neben Latein, Griechisch und Hebräisch gewinnt das Deutsche Aufmerksamkeit. Französisch und Englisch werden gelehrt. Fichte scheint jedoch beides nicht gelernt zu haben; im Juni 1807 schreibt er, daß er »nicht Englisch lese«¹², und im August notiert er: »Ich kann kein Französisch.«¹³ Außerdem stehen Mathematik, Rhetorik und Philosophie auf dem Lehrplan. Letztere wird nach



4 Landesschule Pforta, wo Fichte von 1774 bis 1780 lebte

dem seinerzeit bekannten und geschätzten Lehrbuch Ernestis, *Initia philosophiae*, unterrichtet. Geschichte und Geographie werden neu eingeführt. Über die Disziplin heißt es, es sei ein Irrtum, wenn man die Kinder »vornehmlich oder ganz im scharfen Zwange und Strafe setzt.«¹⁴ Offensichtlich ist es nötig, daß eine solche Anweisung in die Schulordnung aufgenommen wird.

Ein Mitschüler Fichtes namens Weißhuhn, der fünf Monate vor diesem ein- und ausgetreten ist und bis zu seinem frühen Tod mit ihm verbunden bleibt, veröffentlicht 1786 eine Schrift *Über die Schulpforte. Nebst einigen vorläufigen Betrachtungen über die Schulerziehung überhaupt*. Der Text sagt einiges, was aus der Schulordnung nicht hervorgeht. Diejenige von 1773 wird als Wende angesehen. Kritisiert wird die religiöse Erziehung, nämlich als unfrei. Lange dachte man, neuere Literatur sei vom Unterricht ausgeschlossen gewesen; doch es wird Lessing gelesen, sogar im Unterricht verwendet; es wird zudem berichtet, daß einzelne Gruppen von Schülern »mit den Leipziger BÜcherverleihern Kontrakte« schlossen.¹⁵

Dennoch wird Fichte dort, glaubt man seinem Sohn, nicht

glücklich. Die Disziplin ist, auch wenn die Lehrer zur Güte angehalten sind, streng. Nur einmal in der Woche gibt es Ausgang, im übrigen müssen die Schüler lernen und an Gebet und Schriftlesung teilnehmen. Wenn man an Hölderlins Schulzeit in Württemberg denkt, so sieht man, daß es allgemein üblich ist, die Kinder, genauer die Jungen, zu reglementieren und ihnen Wissen und Frömmigkeit einzutrichtern.

Fichte, so stellt es sein Sohn dar, hatte einen offenen und ehrlichen Charakter. Eine wenn auch vom Geist der Aufklärung berührte, so doch autoritär geführte Schule kann bei den Schülern nur zu Heimlichtuerei, List und Tücke führen. Fichte muß seinem Charakter entsprechend anecken oder sich verbiegen. Hölderlin, um ihn nochmals zum Vergleich heranzuziehen, erlebt eine vergleichbare Schulzeit.

Schulpforta bereitet auf den Besuch der Universität vor. Sie wird von nur wenigen jungen Männern eines Jahrgangs besucht. Aus diesen rekrutieren sich die leitenden Personen in Staat, Kirche und Gesellschaft. Im Zeitalter des Absolutismus ist es klar, daß gerade diese Personen möglichst frühzeitig an Subordination gewöhnt werden sollen. Fichte, der, wie die Geschichte von dem Buch, das er in den Bach wirft, zeigt, früh auf seine Selbstbestimmung achtet, muß diese Art von Erziehung zuwider sein. Er soll denn auch ein widerspenstiger Schüler gewesen sein, der reichlich gezüchtigt worden ist – so berichtet es jedenfalls ein Pamphlet von 1799.¹⁶ Eine solche Nachricht ist natürlich mit Vorsicht zu lesen. Kinder machen, wenn es nicht anders geht, mit Ungehorsam auf sich aufmerksam.

In Schulpforta ist es üblich, die jüngeren Schüler einem älteren, einem sogenannten Obergesellen unterzuordnen. Dieser unterrichtet den jüngeren, der ihm im Gegenzug Dienste zu leisten hat. Fichtes Verhältnis zu seinem Obergesellen ist schlecht. Fichte kündigt diesem an, er werde der Anstalt entlaufen, was er beim nächsten Ausgang auch in die Tat umsetzt. Er besinnt sich aber eines anderen, wird bei seiner Rückkehr natürlich von der Leitung vernommen und bekennt offen,

warum er ausgerissen ist. Seine Offenheit erspart ihm Strafe, ja sie bringt ihm sogar einen anderen, besseren Obergesellen ein. Er selbst scheint sich, als er später selbst Obergeselle wird, keine Sympathie erworben zu haben.

Mit dem neuen Obergesellen fährt Fichte besser. Zu Anfang sind die Sprachkenntnisse Fichtes noch nicht gut; aber er holt bald auf, was ihm fehlt, und schließt zu den besten Schülern auf. Am 1. April 1775, ein halbes Jahr nach dem Eintritt in Schulpforta, schreibt Fichte seinem Vater, er wisse, daß er »ein sehr gutes, ja fast das beste Lob bekommen werde«. Zugleich bittet er um einige Groschen, da es üblich sei, daß, wer eine gute Zensur erhalte, einigen Mitschülern ein Stück Kuchen kaufe. Das ihm dazu fehlende Geld habe ihm sein Obergeselle, »ein sehr hübscher Mensch«,¹⁷ geborgt. Mit hübsch wird nicht die leibliche Gestalt, sondern die Art des Umgangs gemeint sein, der Ausreißversuch samt Wechsel des Obergesellen hat wohl schon stattgefunden.

Wie gesagt, wird neuere Literatur gelesen. Fichte erhält »von einem jüngeren Lehrer Lessings Streitschriften mit Goeze«¹⁸ und verschlingt sie mit Feuereifer. Fichtes Sohn beurteilt den Einfluß der Lessingschen Schriften so: »Der Trieb nach unbedingter Prüfung, nach freier Forschung wurde geweckt; ja es mußte (indem zum ersten Male in ihm zum Bewußtsein kam, was wissenschaftliche Einsicht sei) durch die also erworbene Erkenntnis dem Jüngling eine Ahnung eines neuen geistigen Lebens aufgehen.«¹⁹ Beim Tod Johann Gottliebs ist Immanuel Hermann siebzehn und ein halbes Jahr alt; er gibt wohl wieder, was er von seinem Vater gehört hat.

Der Streit Lessings mit Goeze und anderen ist als »Fragmentenstreit« in die Literatur eingegangen. Lessing hatte Fragmente einer Schrift von Hermann Samuel Reimarus (1694-1768), einem Professor am Hamburger Gymnasium, veröffentlicht. Aus Rücksicht auf den Namen des inzwischen verstorbenen Verfassers und die noch lebenden Verwandten gab Lessing vor, als Bibliothekar die Texte in der Wolfenbüttelschen Bibliothek

gefunden zu haben. Reimarus, bzw., wie Lessing sagte, der Wolfenbüttelsche Ungenannte, lehnte die Offenbarung ab und versuchte, ihre Unvernünftigkeit zu zeigen. Lessing brachte die Fragmente heraus, und zwar in steter Steigerung der Provokation, die sie für strikte Orthodoxe bedeuten mußten. Das letzte Fragment brachte das Faß zum Überlaufen, der Streit begann.

Lessing hatte den Fragmenten *Gegensätze*, also Antithesen, beigegeben, in denen er sich vom Ungenannten distanzierte. Das aber übersahen seine Gegner. Sie witterten Gottlosigkeit und damit Rebellion. Ein so heftiger Streit wäre nicht entbrannt, wenn das Thema nicht in der Luft gelegen hätte. Es erinnert ein wenig an die Ablehnung von Darwins Abstammungslehre durch die heutigen Kreationisten. Theologen vom Schlage Goezes wollten die Bibel wortwörtlich nehmen. Damit traten sie in Gegensatz zu naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, besonders bei der Lektüre der Schöpfungsberichte, aber auch zu historischen Erkenntnissen. Grundsätzlich standen drei Möglichkeiten offen. Einmal die Goezes, Offenbarung gegen alle Vernunft zu behaupten. Die andere Möglichkeit hatte Reimarus ergriffen; für ihn war Offenbarung unvernünftig. Lessing hielt sich an die dritte Möglichkeit, nämlich Offenbarung geschichtlich zu verstehen. Seiner Meinung nach waren die Aussagen der Bibel von der Zeit ihrer Entstehung geprägt und als solche zu lesen. Man dürfe uralte Texte nicht wie moderne lesen. So steht Lessing zwischen den extremen Fronten. Dabei ist seine Argumentation weit genauer und geschliffener als die seiner Gegner. Vor allem dürfte die Konsequenz, mit der Lessing argumentiert, beeindruckt haben. Es geht ihm nicht um irgendeine Position, es geht ihm schlicht um Wahrheit. Das hat Fichte geprägt bis hin zu seiner eigenen großen Streitsache, dem Atheismusstreit.

In einem weiteren Punkt dürfte Lessing Fichtes Denken bis zu dessen Spätwerk hin bestimmt haben, nämlich mit dem Gedanken, »zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden.«²⁰ Alles,